Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 20

Artikel: Ba heile Selaffie : Besuch in der Hauptstadt Abessiniens
Autor: Herrlich, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671055

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er hat gesagt, auf der Sorg müsse einfach jeder verlumpen, da sei alles Schaffen und Schinden für die Katz. Nicht umsonst habe es da oben vor altem auf der Lumpenegg geheißen. Wenn die Reben nun auch dies Jahr wieder fehlen, wie der Wettermacher Imhof prophezeit, dann geht es mir schlecht, dann muß ich auf den Winter in die Fabrik nach Vorauen."

„O — da wär's aber schad um deine roten Backen!" bedaure ich aufrichtig. Wie ich sie dabei von der Seite her angucke, wendet sie sich ab. Sie will mich nicht sehen lassen, daß ihr die Augen übergehen.

Nun hat sie sich schon wieder ein wenig zurechtgefunden. „Der Verdienst wär ja wohl schön, und ich möchte nur zu gern helfen, daß es daheim ein wenig besser käme. Aber der Weg, der Weg! Es ist doch jedesmal Nacht, wenn ich durchs Holz hinauf gehen muß. Für den Anfang macht es mir Angst."

Da fällt mir eine sehr unbedachte Rede heraus: „Wenn es fest dunkel ist, so kann ich dich ja dann manchmal vom Wydenhof aus begleiten, bis du dich nicht mehr fürchtest." Ich erschrecke ein wenig vor mir selber, aber heraus ist's halt doch, zurücknehmen kann ich die Worte nicht.

Ich habe keinen Bescheid bekommen. Die Lies wird einsilbig und steht in kurzem auf. Kaum daß ich mich dessen versehe, hupft sie schon mit der geschulterten Hacke den Wiesensteig hinab und verschwindet hinter dem dichten Meisenhag.

Ich bin noch eine gute Weile auf dem Bänklein gesessen. Meine Wiese hat mich angesehen, wie wenn sie mich nicht mehr kennen würde. „Du, Peter — was ist denn das für eine gewesen?" Und einmal ist mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf gefahren: Könnte jetzt am Ende das Rädchen eingeschnappt sein?...

(Schluß folgt.)

Mittagszauber.

Im Mittagszauber war ich eingeschlafen,
Von Glockenklang und Lilienduft umrauscht,
Da hat die Seele rasch den sichern Hafen
Mit der Unendlichkeiten Meer vertauscht.

Als sei die rechte Heimat nun gefunden,
So war's der Freigewordenen zu Sinn . . .
Nun weiß ich's wieder nach des Traums Sekunden,
Daß ich allhier nur in der Fremde bin.

Margarete Schubert.

Ba Heile Selassie.

Besuch in der Hauptstadt Abessiniens.

Man müßte Abessinien von oben betrachten. Nun sitze ich schon seit Tagen im Zug, der wie ein Wurm durch die Landschaft kriecht. Von Djibouti, der höllischen Stadt am Roten Meer, schleppt er einen weißen Europäer- und sieben silbergraue Eingeborenenwagen hinauf in die Höhen der abessinischen Hauptstadt Addis-Abeba. Bald liegen wir auf einer Ebene, die sich, ohne Begrenzung, weit am Horizont verliert. Bald quälen wir uns durch das Gebirge, queren auf grandiosen Brücken tiefe Schluchten und reißende Flüsse.

Man müßte Abessinien von oben betrachten. Wir würden weit im Westen, im Dunste der Ferne, ein unendliches Tiefland erblicken, die Ebenen des Nils. Die weißen Häuser von Kartum blinken auf, die Hauptstadt des Sudans. Dann könnten wir den blauen Nil erkennen und seinem gewundenen Lauf ostwärts folgen. Doch plötzlich ist diesen Weiten ein Ende gesetzt. Eine gewaltige Mauer steigt auf und stemmt sich gegen die graugrünen Wellen des Bodens: Abessinien, das Hochland von Habesch. In grotesken Formen überschneiden sich die Höhenzüge, stoßen empor bis über viertausend Meter und überstürzen sich wieder zu schwärzlichen Schluchten. Nach allen Seiten wehrt diese Mauer aus Fels. Sie wirft sich gegen die Wüsten der Somali im Osten, sie rückt ab vom Kessel des Roten Meeres im Norden. Nur gegen die Mitte wird dieser Felsgürtel sanfter, zugänglicher. Man könnte glauben, es wäre eine ebene Hochfläche. Von unserer Hochsicht würden wir die Schluchten, die unvermittelten Steilabfälle erkennen, die das Land in schwer zugängliche Blöcke, in die „Ambas", zerschneiden.

Diese Ambas klettert unser Zug hinauf. Auf langen Umwegen natürlich, sorgsam das Gelände ausnützend. Aus einer Kurve fallen wir in die andere. Oft erkennt man keine Notwendigkeit. Doch jeder Negerpfad verläuft in Windungen, warum nicht auch dieser afrikanische

Markt in Abessinien.

Zug. — An den großen Fenstern der Eingeborenenwagen drängt sich ein Wollkopf neben dem anderen. Abessinier, Gallas, Somalis zeigen eine Farbenskala von Tiefschwarz bis zum Zimtbraun. Sie sind alle Kinder des gleichen Landes.

In vielen Tälern unserer Alpen konnten sich Volksreste germanischer oder slawischer Herkunft seit alten Zeiten ziemlich rein und unvermischt bewahren. Nicht anders im abessinischen Hochlande. Auch hier haben sich, dank der natürlichen Grenzen, auf verhältnismäßig engem Raum die verschiedensten Volksrassen erhalten. In den heißen Tiefen der Schluchten, der abessinischen Kolla, leben Reste der alten Negerstämme, der Schankalla. Sie wichen hierher zurück vor den in alten Zeiten aus den Ländern des Nils einstürmenden hamitischen Völkern, den jetzigen Gallas, Somalis und Danakil. Doch auch diese wurden wieder unterjocht von Mischvölkern aus dem Sudan und Südarabien, deren Nachkommen, die Amharen, als Herren des Landes auf den Hochflächen der Ambas, der Woina Dega, sitzen. Sie sind das älteste christliche Volk Afrikas und seit dem fünften Jahrhundert Anhänger des koptischen Bekenntnisses. Wie Schwalbennester kleben ihre Siedlungen an den Berghängen, von der Spitze einer kleinen Rundkirche überragt.

Amhara, Galla und Somali sitzen jetzt einträchtig in ihren grauen Kastenwagen und haben nur ein Ziel: Addis Abeba. Es ist das Paradies der Abessinier. Morgen ist Wochenmarkt. Nicht so ein Abfallmarkt, wie er überall sich bildet, wo drei Negerhütten beisammen stehen. Der Wochenmarkt in Addis Abeba ist eine Angelegenheit für halb Abessinien. Über hunderttausend Menschen sind dann in der Hauptstadt auf den Beinen. Alle Produkte des Landes, wie Gewürze, Kaffee, Häute, werden hier umgesetzt. Daneben gibt es dann so manches, was dem den irdischen Genüssen keineswegs abholden Abessinier den Besuch der Hauptstadt immer wieder begehrenswert macht.

Zwei Stunden sind noch bis Addis, und der Wochenmarkt wirft schon seine Schatten vor-

aus. Links und rechts der Bahnlinie begegnen uns zahlreiche Karawanenzüge, lange Reihen hochbepackter Esel und Maultiere. Die biblische Langsamkeit der Begleiter ist einer betriebsamen Unrast gewichen, sie wollen ja vor Abend noch die Stadt erreichen. Auch die Tiere scheinen die Nähe des Stalles zu spüren, und eifrig trippeln sie durch den rotbraunen Staub dem Leittier nach, das in den tiefen Rinnen der Straße den Weg läuft, den die Karawanen in Jahrhunderten allmählich ausgetreten haben.

Inzwischen ist auch unser Zug „betriebsamer" geworden und setzt mit nie gekannter Geschwindigkeit zum Endspurt an. Dann ein langgezogener Begrüßungspfiff, ein ruckartiges Halten, Lärmen, Rufen, Gestikulieren, weiße, braune Gesichter: wir sind angelangt.

Es ist nicht leicht, Addis Abeba in der Schilderung zu gestalten. In dem Wechsel der Erscheinungen braucht man System und Abstand. Um zwei Pole konzentriert sich diese Stadt: Kaiserburg und Markt. Dazwischen liegen ein schluchtartiges Flußtal, einige steile Hügel, und — wenn man genauer hinsieht — entdeckt man im hochaufgeschossenen Eukalyptuswald die Lehmhütten der hunderttausend Einwohner. So viele sind es nämlich, und sie müssen hier wohnen, denn dieser Wald ist Addis Abeba. Kaiser Menelik hat, deutschem Ratgeber folgend, die feuchte, baumlose, fiebergefährdete Hochfläche mit dem schnell wachsenden Eukalyptus bepflanzt, und heute bietet die Hauptstadt das Bild einer ausgedehnten Gartensiedlung.

Auf einer der holprigen Straßen schiebe ich mich mit der Menschenmenge den Marktplätzen zu. „Buntester Orient, Exotik und Farbenpracht" ist für jeden südlichen Markt das erste Ansichtskartenlob, das der wildgewordene Mittelmeerreisende dem afrikanischen Erlebnis spendet. Markttag in Addis ist jedoch ein Schauspiel, das auch die gewohnten Superlative übertrifft. Ich komme nur Schritt für Schritt vorwärts. Von Zeit zu Zeit muß ich mich bücken, weil ein Kleiderhändler seine Ware bis in die Mitte der Straße hängt, um sie handgreiflich vorzuführen. Dann wieder Lärm und Geschiebe, ein Eselzug kommt entgegen und drückt mit erquickender Rücksichtslosigkeit alles beiseite.

Jede Ware hat ihren bestimmten Marktplatz. Hier eine Allee aus Seifenstücken, dort Pyramiden getrockneter Mistfladen, dem begehrten Heizmaterial. Wir passieren den Holzmarkt, den Getreidemarkt, den Töpfer- und Ledermarkt. Sattler und Waffenschmiede sind gar wichtige Handwerker. Der Nimbus der Streitbarkeit hat Schwert wie Sattelzeug nötig und macht sie zu den wichtigsten Utensilien des Abessiniers.

Eine Geruchsorgie ist der Platz der Gewürz- und Butterhändler. Kunstvoll wird die Butter in Klößen aufgetürmt oder in flachen Körben feilgeboten. Mit den Händen klopfen sie die runden Kugeln immer wieder liebevoll zurecht. Es glänzt die Butter, es tropft das Fett. Ein Käufer naht, nimmt eine Handvoll Butter in beide Hände und verschmiert sie in seinem rabenschwarzen Haar. Die beliebte Haarpomade schmilzt in der Sonne, rinnt den Nacken herab auf Schulter und Ärmel und verkrustet sich hier mit dem Dreck der Säume. Diese Haarpflege gibt dem weißen, hemdartigen Gewand des Abessiniers rasch einen unbestimmt grauen Farbton, der nur in den Falten der Taille sich etwas aufhellt.

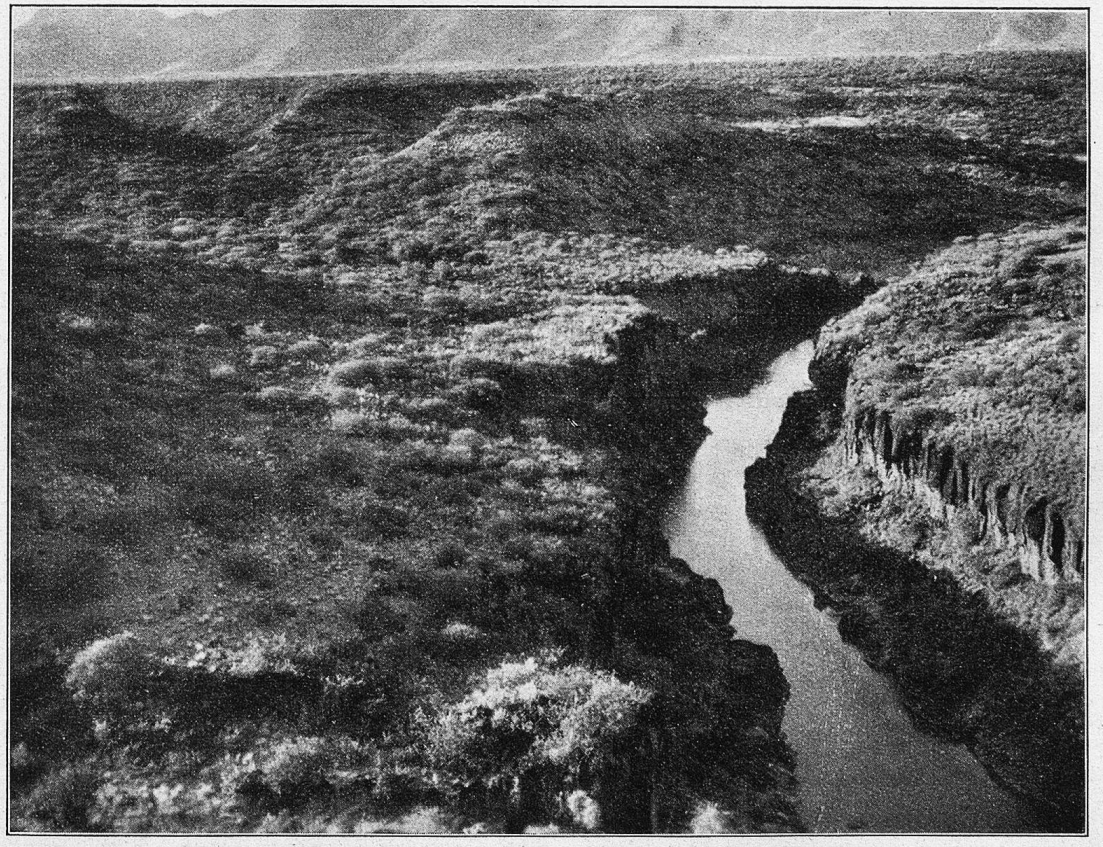
Endlos ist dieser Markt. Da sind Stände mit Honig, daneben verkaufen sie in einem Hof die großen Töpfe, wo der Tetsch, das abessinische Honigbier, aufbewahrt wird. An den Straßenecken fallen die Geldwechsler auf. Geld ist in Abessinien eine besonders leidige Angelegenheit. Die alten österreichischen Maria Theresia-Thaler wurden von Kaiser Menelik als Währung eingeführt. Daneben gibt es das abessinische Silbergeld, das neue Papiergeld und die alten Zahlungsmittel, die besonders im Innern des Landes Geltung haben, Salzstangen und Patronen.

Der Markt liegt beiderseits der Hauptstraße, die in dem Labyrinth der Gassen und Höfe den einzigen Richtungsanhalt gibt. Sie ist die beste Straße von Addis Abeba und führt in großem Bogen zum Gibi, zur Kaiserburg, dem anderen Zentrum der Stadt. Auf einem Hügel, weithin sichtbar, liegt der große Häuserkomplex, überragt von dem Mausoleum Kaiser Meneliks.

Auf dieser Anfahrtsstraße ist ein ewiges Kommen und Gehen. Hoch zu Roß, mit prunkvoll verziertem Sattelzeug, umgeben von Dienern, Soldaten und Sklaven, reiten die Würdenträger des Landes zur Audienz. Sie reiten in den äußeren Hof der Kaiserburg, wo sie Pferde und Dienertroß zurücklassen und dann im Vorhof zur Audienzhalle auf den Kaiser warten. Das Gesinde lagert mittlerweile in Gruppen oder umdrängt die Stände der zahlreichen Händler.

Jeder vornehme Abessinier hat einige Sklaven. Es sind Leibeigene im alten Sinne des Wortes, Nachkommen der unterdrückten Urbevölkerung. Als Abessinien dem Völkerbund beitrat, verpflichtete es sich, die Sklaverei abzuschaffen. Doch blieb im Lande alles beim alten. Seit den mit großem Schwung durchgeführten internationalen Sklavenbefreiungen des vorigen Jahrhunderts ist der Eifer etwas erloschen. Vielleicht hat man auch erkannt, daß allzuviel Gründlichkeit aus wohlversorgten Leibeigenen vielfach ein höchst zweifelhaftes Negerproletariat geschaffen hat. Jedenfalls ist die Befreiung der abessinischen Sklaven kein akutes Problem der Weltmoral.

Auch am Kaiserhof sind einige Tausend Sklaven tätig als Leibwache, Diener, Handwerker. Es ist jetzt Mittagszeit, und alles sitzt in riesiger Halle am Boden neben fußhohen langen Tischen. In großen Körben werden Fladen herangeschleppt und verteilt, Inschera, das abessinische Brot. Dazu gibt es aus dampfenden Töpfen Wood, die fürchterliche Pfeffersoße. Lärm und Essensdunst erfüllt die Luft. Mit den Fingern wird der Brotteig geknetet, in die heiße Soße getunkt und schmatzend verzehrt. Man hat nicht den Eindruck, als würden sich diese Scharen von Sklaven überarbeiten. Essen und Klatschen müssen dem flüchtigen Beschauer unbedingt als Hauptbeschäftigung erscheinen. Daneben gibt es noch ein weiteres Vergnügen, und es leitet über zum Thema „Dania". Wo drei Abessinier beisammen stehen, gründen sie nicht einen Verein, sondern eine Gerichtsverhandlung, eine Dania. Grund zum Streit gibt es immer und überall. Ein Schuldner will nicht bezahlen, am gekauften Hammel entdeckt man einige Mängel, oder die bezahlten Silbertaler sind Falschstücke. Derartige Differenzen erledigt der Abessinier an Ort und Stelle. Man einigt sich auf irgend eine Person der Zuschauer als Richter, denn jeder kann in diesen Angelegenheiten Richter spielen, und sein Urteilsspruch ist dann bindend. Oder man zieht zur nächsten Ecke, zum nächsten Stand eines Straßenrichters, zahlt die Gebühren und erledigt seinen Streitfall. Weigert sich der Gegner mitzukommen, so werden die Zipfel seiner Schama, des Umhanges, erfaßt. Diese symbolische Handlung zwingt ihn kraft uralten Brauches, der Aufforderung Folge zu leisten. — Der Markt und besonders die Vorhöfe der Kaiserburg sind bevorzugte Daniaplätze. Hier, unter



Der Hawaschfluß zwischen Somaliland und Abessinien.

dem fremden Gesinde, ist Gelegenheit zum Handeln und damit Gelegenheit zum Streiten gegeben. Außerdem ist es der beste Zeitvertreib. In den Winkeln und Torbögen sitzen die Richter, von den zahlreichen Zuschauern dicht umlagert. Dania ist Volkssport. Haus, Hof und Geschäft vergißt der Abessinier, wenn er vor dem Richter verhandelt. In wohlbedachter Rede werden Gründe und Gegengründe vorgebracht, jede Behauptung von bestimmten wirkungsvollen Gesten begleitet. Wie in einem guten Theaterstück steigert sich die Spannung. Die Gesten werden temperamentvoller, das Reden lauter. „Ba Heile Selassie", im Namen des Kaisers, es ist so, wie ich sage. Die Zuschauer beteiligen sich, Arme fuchteln in der Luft, sachverständig werden Rechtssätze mit dem Richter besprochen. Oft unterbricht spontaner Beifall, wenn einem der Gegner ein besonders schlagender Beweis gelungen ist. Gegen das Urteil der Dania ist keine Berufung möglich, der Spruch des Richters ist erste und letzte Entscheidung. Der Abessinier nimmt es auch absolut ergeben hin, selbst wenn ihm Unrecht geschah. Die Entscheidungen sind oft recht seltsam, dem Volkscharakter und den uralten Sitten angepaßt. Geldstrafen werden sofort erhoben. Kann der Schuldner nicht bezahlen, kommt er oder sein Bürge ins Gefängnis. Oder man kettet ihn auf Verlangen seines Gläubigers mit diesem zusammen. Überaus häufig sieht man in den Straßen solche Paare. Die beiden ehemaligen Gegner haben nun zwangsweise tagelang Gelegenheit, in friedlichem Gedankenaustausch die Differenzen zu erledigen.

Die Dania ist nur ein Zivilgericht. Alle Verbrechen werden von den staatlichen Behörden oder vom Kaiser selbst im großen Schillot abgeurteilt. Hinter den großen Hallen der Vorhöfe stoße ich auf diesen Gerichtsplatz, und ich habe Glück, heute ist Verhandlung. Eine Menschenmauer wehrt den Blick, doch liebenswürdig gibt man dem Fremden sofort Zutritt. In amphitheatralisch aufgebauten Bänken sitzen die Richter, unter ihnen, auf erhöhtem Sitz Kaiser Heile Selassie. Er ist ein kleiner, zart gebauter Mann, mit überaus klugen Gesichtszügen. Auf freigelassenem Platz stehen, schwer gefesselt, vier Angeklagte. Ich erfahre, es sind Mörder, und der Kaiser hat sie eben zum Tode verurteilt. Nun werden sie weggeführt, den Berghang hinunter eine lange Straße, an deren Ende man in einer Baumgruppe das Richthaus sieht. Eine Menge Volk läuft mit, auch die Angehörigen ihrer Opfer, die, nach alten Gesetzen der Blutrache, die Todesstrafe vollziehen müssen. Vorher wird aber noch eifrig um das Blutgeld gehandelt, denn der Verurteilte kann sich in gewissen Fällen freikaufen. Es soll aber auch vorkommen, daß dieser das Feilschen abbricht, sich im Hinrichtungsraum an das große Holzkreuz binden läßt und seelenruhig den Todesschuß des durch eine Öffnung der gegenüberliegenden Wand gesteckten Gewehres erwartet, weil ihm der geforderte Preis zu hoch ist. An dieses große Schillot erinnert mich am Tage der Abfahrt ein Bettler. Er sitzt am Bahnhof im Straßenstaub und fleht mit wehleidiger Stimme um ein Almosen. Auf dem Kopfe balanciert er einen großen Stein und kennzeichnet sich damit als Bettler besonderer Art. Er ist ein zum Tode Verurteilter, darf sich aber freikaufen, wenn er innerhalb bestimmter Frist das Blutgeld zusammenbringt. Diesem recht verständlichen Bettelgrund opfere ich dann gern die letzten abessinischen Groschen.

Diese Art der Rechtsprechung muß natürlich auf europäische Besucher einen etwas merkwürdigen Eindruck machen, denn unsere Justiz kennt für schwerere Vergehen nicht die Loslösung durch eine Geldbuße, und das ist auch unserem Empfinden nach sehr gut, weil sonst der Sinn der Vergeltung hinfällig wird.

Dr. Albert Herrlich.

Die abessinische Frau.

Von Globetrotter. Aus dem Holländischen von A. Angst.

In beinahe keinem einzigen Kolonialland hat der Christenglaube einen so günstigen Einfluß gehabt wie in Abessinien, besonders ist die Lage der Frauen durch ihn erheblich verbessert worden. Noch vor ungefähr zwanzig Jahren war die Abessinierin freies Wild und fiel den Sklaven- und Mädchenhändlern, die das Land durchzogen, zur Beute. Erst nach dem Weltkriege ging die Regierung unter dem segensreichen Einfluß des Völkerbundes daran, die Sklaverei abzuschaffen. Ungefähr zu dieser Zeit erfolgte ein Wechsel in der Regierung und brachte der neue Negus durch weise Gesetzgebung Ruhe und Ordnung ins Land. Die Mission besonders